Eine neue Spinnpflanze. Wie aus Paris geschrieben wird, macht die Einführung der Ramie, der ersten aller Spinnpflanzen, gute Fortschritte. In Gennevilliers, unterhalb Paris, bietet das damit bepflanzte Feld einen prächtigen Anblick: die Ramie steht ungemein dicht, ist sehr hoch und schön grün. Der erste Schnitt wird jetzt vorgenommen, man zählt auf einen zweiten Ende des nächsten Monats. Die Faser der Ramie ist feiner, stärker, geschmeidiger als Hanf und Flachs, dabei ebenso lang als Hanf. Die Ramie ist die chinesische Riesennessel, sie wächst immer nach, wo sie einmal gepflanzt, der Wurzelstock ist unverwüstlich. Sie gedeiht vorzüglich auf Rieselfeldern. Die größte Schwierigkeit, welche bis jetzt ihrer Einführung entgegen stand, ist die Ablösung der Faser von dem etwas zähen Stengel, also die Entstengelung; Kochen, Brechen, Klimmen, bei Hanf und Flachs, genannt. Da mechanische Mittel nicht ausreichten, hat man hier die Theorie zu Hilfe genommen und ist dadurch zum Ziele gelangt. Die Aktiengesellschaft la Ramie hat sich das bezügliche Verfahren patentiren lassen und will jetzt den Anbau im großen betreiben. Die chinesische Riesennessel gedeiht am besten auf leichterem, besonders Sandboden, jedoch mit starker Düngung und Feuchtigkeit. Deshalb wurden hier auch Rieselfelder zu den Versuchen gewählt. Der Ertrag an Faserstoff ist drei- bis viermal größer als bei Hanf. Die Verwendung ist mannigfaltiger als bei Hanf und Flachs, indem die Ramie vielfach Seide und Baumwolle ersetzen kann. Die Französische Bank läßt das Papier zu ihren Banknoten aus Ramie herstellen. Dasselbe ist dauerhafter, feiner und geschmeidiger als jedes andere Papier. Der Druck ist feiner. Für Kupfer- und Kunstdruck ist überhaupt dieses Nesselpapier unvergleichlich. Die Chinesen fertigen bekanntlich Papier an, welches zu Taschentüchern und sonstigen Zwecken dient, zu denen wir nur Gewebe gebrauchen können. Dasselbe ist aus dieser Nesselfasser hergestellt und so geschmeidig, daß man es falten und zusammenwickeln kann, ohne daß ein Bruch entsteht.

Die Prinzipalin ihres Vaters. Am 18. Juli wurde folgende höchst eigenartige Eintragung in das Handelsregister des Amtsgerichts IV Hannover bewirkt: „Firma M. Goldschmidt mit dem Niederlassungsorte Hannover und als deren Inhaberin Martha Goldschmidt zu Hannover, minderjährige Tochter des Kaufmanns Adolf Goldschmidt daselbst.“ Adolf Goldschmidt ist, wie das „Kleine Journal“ zu dieser Bekanntmachung bemerkt, einer der Theilhaber der „bekannten“ Firma A. u. M. Goldschmidt in Hannover, deren Liquidation heute noch nicht beendigt und welche, da diese Liquidation über Erwarten kläglich ausfällt, ihre Gläubiger abermals um horrende Summen schädigen wird. Martha Goldschmidt, die 15jährige Tochter des A. Goldschmidt, wird also die Prinzipalin ihres Vaters, welcher bereits zweimal fallirt hat. Martha mag sich vorsehen.

Straßburg wird Weltstadt! Das „Straßburger Tageblatt“ vom 25. Juli schreibt: „Zur Kindtaufe mit dem Dampfmotor konnte man gestern nachmittag einen Herrn und eine Dame fahren sehen.“

Ein Ersatz. „Was trink'st denn soviel Bier, Nesel?“ — „Wenn i immer sitzen bleib un nit zum Tanzen kumm, will i wenigstens hoam gebracht werd'n!“

Verhindert. — „Herr Huber, sonst gingen Sie stets um zehn Uhr nach Hause; jetzt wirds aber meistens Eins und oft noch später.“ — „Ja, meine Alte ist seit drei Tagen so heiser, daß sie keine Gardinenpredigten halten kann!“

Beim Schwimmunterricht. Unteroffizier: „Hab ich den Kerl immer ein Nilpferd genannt und dabei kann die Kreatur nicht mal schwimmen!“

Bescheiden. Jüngling (beim Mittagessen in der Sommerfrische): „Wahrhaftig, zwei Frauenhaare in der Suppe! Endlich ein Abenteuer!“

Nüchtern. Führer: „Bitte, sich zu beeilen, sonst versäumen wir den herrlichen Anblick, wenn die Sonne untergeht.“ — Schulze (schnaufend): „Na hören Se, wenn's weiter nischt is, det macht se bei uns ooch!“

Warnung. „Da mich der Indianer Umu-guku-waua (Philipp Korzenborn aus Wiesek bei Gießen) böswillig verlassen hat, warne ich hierdurch jedermann, demselben auf meinen Namen etwas zu borgen, indem ich für nichts hafte. Zugleich bemerke ich einem hochgeehrten Publikum, daß die seitherigen Vorstellungen keinerlei Unterbrechungen erleiden, da ich bereits einen anderen, viel schönern Indianer engagirt habe. Achtungsvoll Franz Schmidt, Schaubudenbesitzer.“

Litterarische Plaudereien.

Von A. B.

Man konnte es voraussehen, daß Wustmann mit seinem Buche „Allerhand Sprachdummheiten“ einen Wespenschwarm aufgescheucht haben würde. Es giebt ja so viel Leute, welche die von Wustmann gerügten Fehler begehen und zu ungebildet oder zu dummstolz sind, um sie sich abzugewöhnen: wie sollten sie den unbequemen Tadler und Mahner nicht hassen? Aber ein Mann von Geist und Bildung, wie Dr. Karl Kaerger, der Verfasser von „In tyrannunculos!“ (Berlin, Gergonne u. Co., 1892) hätte es nicht nöthig gehabt, den Ton ungerechter Gehässigkeit anzuschlagen. Es ist ja vielleicht praktisch, d. h. für den Erfolg des Buches günstig, einen Gegner, dem man hie und da eine gewisse Pedanterie nachweisen kann, auf jeder zweiten Seite einen Schullehrer oder Schulmeister zu nennen. Alle die Leute, die unreif aus der Schule gekommen sind, wenden ihre Sympathie von vornherein dem zu, der auf die Schulmeister schilt und seinen Gegner als solchen bezeichnet; aber den bessern, wirklich gebildeten Theil seiner Leser wird Kaerger durch diesen Ton abstoßen.

Es ist anzuerkennen, daß der Vorkämpfer der „deutschen Sprachfreiheit“ seinen Hauptsatz klar und bestimmt ausspricht, daß er ihn nackt hinstellt, ganz nackt; man kann an dem Scheusal alle Rippen zählen. Der Satz lautet nämlich, kurz und erbaulich, so: Die Analogie, d. h. „die gegen die Regeln des Lautwandels erfolgende Uebertragung fremder Formen auf klang- und sinnverwandte Wörter“, ist mit der durch regelmäßigen Lautwandel entstandenen Gestalt der Sprache gleichberechtigt. Nun, dann könnte man ja ganz ruhig mit dem ver„mählts'ten Goethe (Saale-Ztg. vom 4. Mai) sagen: „Wilhelm findete sich glücklich“ — „es hatte ihm erscheint“, „verbindete“ usw. Aber nein, das will K. doch nicht. Die Analogieform muß schon existiren, dann darf man sie auch brauchen. „In welchem Umfange die ältere Form neben der jüngern noch existirt, ist für die Frage der Legitimität der letztern vollständig gleichgültig.“ Der Verfasser hat sich die „Tragweite“ — ich finde mit ihm keinen Grund, dies Wort zu verwerfen — die „Tragweite“ dieser Konzession nicht klargemacht. Er hat gedacht an „frug“, an „Verein leipziger Lehrer“, „rechts der Elbe“ und ähnliches, was er mit Recht in Schutz nimmt, und nicht bedacht, daß vor allem, wenn man, wie er es thut, auch dem Dialektischen oder doch dem Provinziellen die Thore weit aufthut, es schließlich fast nichts giebt, das nicht „Dasein“ und damit, nach seiner Behauptung, Daseinsberechtigung hat. Warum nicht „jug“ statt „jagte“? Warum ferner nicht das preußische „laß er“, wenn das süddeutsche „er gehört geprügelt“ gelten soll? Warum nicht „übergefahren“ für „überfahren“ (pommerisch)? Warum nicht tausenderlei anderes, das eben auch — existirt? Von hundert Dingen, die nicht nur der verhaßte Schulmeister — sagen wir in diesem Falle: der Sprachgelehrte, nein, die jeder Gebildete, als Fehler ansieht, fallen mindestens 90 unter die falschen Analogiebildungen. Sie freigeben, hieße also die Sprache beschleunigtem Untergange preisgeben. Wie soll man es denn halten, wo Altes und Neues neben einander bestehen? So lange das Alte noch nicht fremdartig berührt, wird es jeder Mensch von Geschmack und Sprachgefühl beibehalten, wo es veraltet ist, wird er es vermeiden. Er wird also sagen: „sog“, „erklomm“, „erklommen“ usw., aber „bellte“ und nicht „boll“, „rächte“ und nicht „rach“ usw. Und nun sehen wir uns die Neuschöpfungen in der Wortbildung an. Hier ist, das sage ich gegen K., allein das Bedürfniß entscheidend. Wer sind denn die Leute, die mit den vorhandenen Mitteln der Sprache nicht auskommen können? Die Männer von hohem Geist und reicher Bildung, wie Alexander von Humboldt, Leopold von Ranke und Helmuth von Moltke und hundert andere waren, wie Gneist, Gustav Freytag und hundert andere sind? Nein, die geistlosen Massenschreiber, die penny-a-liner, die halbgebildeten jeder Art sind es, die unzähligemal zu Neubildungen greifen, weil ihnen das alte Gute nicht zur Hand ist. Eine „edel angelegte Natur“ sagt Goethe, „eine edel veranlagte“ die Schmierer.

Aber die Freiheit der deutschen Sprache? Nun ja, es giebt sogar Leute, für die keine Freiheit existirt, wenn sie nicht mir und mich verwechseln dürfen. Schöpferischen Größen wird es wahrlich niemand verwehren, durch ihre Neubildungen die Sprache zu bereichern, aber Leute, die, wie der Verfasser von sich selbst sagt, mit der Schöpfung neuer Worte einen „geistigen Sport“ treiben — Herr Kaerger beschenkt uns unter anderm mit „Die Durft“, verdienen nicht ernst genommen zu werden.

*

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl vorbehalten:

Philosophische Vorträge herausgegeben von der Philosophischen Gesellschaft. Neue Folge. Heft 21, 22, 23; jedes Heft 1,20 M. — Heft 21: Die Philosophie und die soziale Frage von Gustav Engel. — Heft 22/23: Acht Abhandlungen, Hrn. Prof. Dr. Michelet zum 90. Geburtstage als Festgruß dargereicht von Mitgliedern der philosophischen Gesellschaft. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.

Die Regelung des militärischen Strafverfahrens im Deutschen Reich. Von Dr. Ludwig Fuld. Preis 75 Pfennig. Verlag von Levy & Müller in Stuttgart.

Karl May's Reiseromane. Freiburg i. B., Friedrich Ernst Fehsenfeld. Lfg. 22—25 à 30 Pfg.

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.

Nr. 187. Halle a. d. S., Freitag den 12. August 1892.

[4]

Ein Ehrenwort.

Roman von L. Haidheim.

„Natürlich müssen Sie gleich morgen bei uns essen, lieber Otto.“ Mit diesen Worten hatte Frau Oberförster von Deinhart ihn bei seiner Antrittsvisite sofort eingeladen, und da die Dame eine ruhige, gradsinnige Freundlichkeit hatte, die ihr offenbar natürlich war, auch daneben mit unendlicher Freude und Herzlichkeit ihn als Verwandten begrüßte, so sagte Trautmann gern zu und fühlte sich heute beim Aufstehen ordentlich froh bei dieser Aussicht.

Vielleicht trug dazu nicht wenig die Hoffnung bei, die schwarzäugige, in tiefe Trauer gekleidete junge Dame wiederzusehen, welcher er vorgestellt und die die Fides von Burkard genannt worden war.

„Augen wie eine Feuersbrunst hat sie!“ lachte hinterher der joviale Oberförster. „Nehmen sie Ihr Herz nur in acht, lieber Assessor!“

Wahrhaftig, die wunderbaren Augen hatten am Ende schon gezündet, als sie sich beim ersten Sehen auf die seinigen gerichtet hatten, denn warum hätte er sonst seit gestern immer an sie denken müssen?

Die junge Dame hatte kaum ein paar Worte mit ihm gesprochen: sie war erst, von einem Ausgange zurückkehrend, erschienen, als er schon, Abschied nehmend, an der Thür stand. Er wußte die drei oder vier unbedeutenden Redensarten kaum noch, und doch war ihm zu Muthe, als hätte sie ihm unendlich viel gesagt, und als könne er kaum die Zeit erwarten, mehr zu hören.

Bei einem ganzen Haufen seiner berliner Zeitungen sitzend, wurde er vom Barbier unterbrochen, der ganz aufgeregt aussah und ihm erzählte, der Lieutenant von Truhn solle von Herrn Winzcek erschossen worden sein.

Erschreckt sprang Trautmann empor, hörte schon das Lamentiren seiner Hauswirthin, sah, wie die Nachbarn aus den Häusern stürzten und sich die Schreckenskunde zuriefen, und der Sanitätsrath aus dem engen Heckengange kam, der neben dem Hause und Garten vorüber nach dem Parke zuführte.

Der alte Herr grüßte ihn höflich, und als er herabrief: „Ist es wahr, daß der Lieutenant erschossen ist?“ lachte derselbe laut auf und rief nur ein: „Haben Sie noch eine Tasse Kaffee?“ zurück.

Das klang sehr beruhigend, eine Minute später war er oben. Frau Erdmeier brachte eine zweite Tasse, und während er frühstückte und plauderte, ließ Trautmann sich rasiren.

„Sie müssen hier die guten Leute erst kennen lernen. Geschossen haben sie sich, Winzcek's Kugel hat des Lieutenants Arm gestreift, kleine Fleischwunde, nicht der Rede werth; aber das kennt man ja in so einem Nest, vor lauter Emotionsbedürfniß sieht man in jeder Mücke einen Elefanten.“

Dann wandte er sich an den Barbier und fuhr fort: „Es ist mir sehr lieb, Strüger, daß ich Sie hier treffe, und Sie wissen ja auch, daß ich Ihnen Zutrauen schenke, darum sage ich hier offen, wie die Sache steht. Das brauchen die andern aber nicht zu wissen; thun Sie mir also den Gefallen, allen, die es hören wollen, zu erzählen, die beiden Herren hätten nach der Scheibe geschossen und da habe Herrn Winzcek's Pistol sich unversehens entladen und den jungen Truhn ein wenig gestreift. Es ist nicht der Rede werth und treiben Sie nur den Klatschbasen den Mund ein wenig zu.“

„Sehr wohl, Herr Sanitätsrath, sehr wohl! Werde es schönstens besorgen!“ erwiderte der hochgeschmeichelte kleine Barbier, packte seine Werkzeuge in aller Eile in seinen fuchsig schwarzen Sammetbeutel und konnte nicht schnell genug auf die Straße kommen.

Als Trautmann dann gleich darauf, vergnügt, einen Gast zu haben, sich zu dem Sanitätsrath setzte und ihm eine feiner besten Cigarren bot, deren Außenseite schon dem Kenner ein befriedigtes Schmunzeln ablockte und auch einen heimlichen verwunderten Blick über den luxuriösen unbesoldeten Assessor, legte der alte Herr ihm die Hand auf den Arm und sagte ernsthafter: „Die Sache kann für den Lieutenant unangenehme Folgen bei seinem Regiment haben. Der Alte tobt und wettert, daß sein Sohn sich mit einem Kunstreiter eingelassen, die Dienerschaft steht mit offenen Mäulern und hört sein Schreien über Winzcek, und Sie sollen es erleben, ich kenne ihn zu genau, er ruht nicht eher, als bis er seine „Rache“ gehabt hat.“

„Was halten Sie von Herrn Winzcek?“ — fragte Trautmann geradezu.

Der Sanitätsrath war in bester Laune, lobte die treffliche Cigarre und sah behaglich dem Rauch derselben nach.

„Hm!“ machte er bedenklich. „Das ist nicht so leicht gesagt. Ich bin sein Hausarzt und habe in der Krankheit der Frau damals tiefere Blicke in die Verhältnisse gethan! Daß er irgend einen dunklen Punkt in seiner Vergangenheit hat, ist mir schon lange nicht mehr zweifelhaft; er stammt aus Oesterreich, sagt er, und wenn er es nicht sagte, würde sein Dialekt ihn noch heute, wenn er lebhaft wird, verrathen; aber noch nie hat man erfahren, wo seine Wiege stand. In einer Hütte? — das glaube ich nicht. Vor ein paar Jahren, wissen Sie, es war damals während des furchtbaren Krachs in Wien, kamen wir einmal auf die dortigen Verhältnisse zu sprechen; ich habe nämlich in meiner Jugend eine Zeit lang eine Assistentenstelle bei dem berühmten P. dort am Krankenhause gehabt — er wurde später baronisirt. Na, und da hatte Ihnen der Winzcek eine genaue Personalkenntniß, die geradezu verblüffend war! Das halbe Adelsbuch wußte er auswendig. Auf einmal merkte er mein heimliches Verwundern, und da war's vorbei! Er stand auf, ging hinaus und kam erst nach einer ziemlichen Weile zurück; alle seine Lebhaftigkeit war verflogen und nie ließ er sich später wieder von mir aufs Glatteis locken. Ich kann es Truhn im Grunde deshalb nicht verdenken, daß er ihm die Tochter nicht geben will.“

„Und die junge Dame?“

„Pah! Hochmüthig wie der Satan, sagt' ich, wenn sie ein Mann wäre! Der Alte ist nichts dagegen; sie und ihr Bruder treiben es auch in besserem Stil; da sitzt die Erziehung der Mutter dahinter. Der Alte ist in seiner Zügellosigkeit vulgär und steift sich nur auf seinen Namen; — das Mädchen ist eine wahrhaft vornehme Natur, alles, was nicht damit harmonirt, verletzt sie, thut ihr weh, sie lehnt es schroff ab, — der Mutter Erbschaft! — und das junge schöne Unglücksweib saß mit solchem Charakter und einem ursprünglich lebhaften Temperament neben diesem innerlich rohen, despotischen Manne! Die Tochter gleicht überhaupt der Mutter sehr.“

„Aber wie mir schien, ist Winzcek nicht weniger eine vornehme Natur, als Fräulein von Truhn!“

„Ist er auch! Das hat ihn aber doch nicht an allerlei Thorheiten gehindert. Als er hierher kam, war's seine Passion, Aufsehen zu erregen durch sein tolles Reiten und Fahren und durch allerlei andere Excentrizitäten. Es mag damals wohl noch so ein Rest vom Kunstreiter in ihm gesteckt haben; jetzt ist er völlig verändert, besonders seit dem Tode der Frau. Ich kann nicht anders sagen, als daß er gegen sie von unerschöpflicher Liebenswürdigkeit war. Aber Liebe? Das ist doch was anderes; sie empfand das gottlob nicht. Als sie aber sterben mußte, da sah ich, daß er sie im Grunde des Herzens lieb gehabt hatte; er war unaussprechlich erschüttert.“

„Sie war eine sehr schöne Frau?“

„Eine herrliche Statue; ein sonderbares Spiel der Natur, die sehr selten in den niedern Lebenskreisen solche Vollendung

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18920812031/fragment/page=0001

der Form schafft. Eine Seele hatte sie der Statue auch gegeben, aber jede Spur von Hirn und Geist vergessen."

„Ich weiß nicht, wie es kommt, mich interessirt dieser Mann, wie noch selten jemand. Ich möchte ihn besuchen," sagte Trautmann.

„Thun Sie das! Mag er gewesen sein, was er will, er hat sich hier stets wie ein Kavalier benommen, und unter uns Männern ist keiner, der ihn nicht gern hätte, außer dem Geheimrath."

„Und die Damen? Sind sie alle wie Fräulein von Truhn gestimmt?"

„Du liebe Zeit! Das müssen Sie selbst sehen! Ich habe hier bei Ihnen die Zeit unverzeihlich verplaudert!" sagte lachend der Sanitätsrath und sprang auf.

Als er fort war, sah Trautmann nach seiner Uhr.

Es lagen noch Stunden vor ihm bis zu der von der Frau Tante bestimmten Mittagszeit.

Der Sonntagsmorgen war köstlich, der Weg nach Rhenstein ging zum Theil durch den Wald, sagte ihm seine Hauswirthin und rieth ihm, durch ihren Garten und den Park denselben abzukürzen.

Er folgte ihrem Rath und ging langsam durch den kleinen Gemüsegarten der guten Frau, die ihn begleitete.

Dann zeigte sie ihm die entsetzlich verwilderte und defekte Hainbuchenhecke, die über mannshoch, theilweise gänzlich abgestorben war, und in welcher große Lücken förmliche Thüren in den Park bildeten.

„Zu holen ist da nichts, als Blumen etwa, und die hat hier jeder selbst genug, deswegen brauchte man ihn nicht zu verschließen," sagte die Alte, „aber eine Schande für die Herrschaften ist's, und wenn sie auch nicht selbst kommen, so sollte ihr Eigenthum doch in reputirlichem Zustand sein. Diese Wirthschaft, wie sie der Herr von Truhn führt, bringt keine Ehre!"

Dann trat er allein durch eine dieser Oeffnungen in den Park.

Das sich an demselben hinziehende einstige Bosquet war von einzelnen dazwischen emporgeschossenen, gerade jetzt überaus reich blühenden rothen Kastanien völlig unterdrückt oder an andern Stellen total verwildert, zu riesigen Büschen und verworrenen Wildnissen ausgeartet.

Aber die Wildniß war zu dieser Zeit des Jahres ein wundervolles Durcheinander von Blüthen. Jasmin, Syringen, Rothdorn, Goldregen und wie alle diese veralteten und doch so trauten Arten heißen mochten, drängten sich in ungezügeltem Lebenstrieb der Sonne entgegen und boten ihr zum Dank eine Ueberfülle ihrer Blumen, ihres Duftes. Dazwischen gab es mit Gras dicht überwucherte Wege, freie Plätze, die wie Rasen aussahen und wo ein altes ruinenhaftes Tempelchen, ein vermorschtes Borkenhaus, eine zerschlagene Urne oder irgend eine defekte, grün bemooste Sandsteinstatue stand.

Es war so heimlich hier allenthalben, so still und lauschig; jeder Fußbreit Boden erzählte von einer längstvergangenen Herrlichkeit.

Trautmann hatte den schmalen Fußweg, den er zuerst eingeschlagen und den die Nachlässigkeit sich selbst mitten durch diese verworrenen Anlagen, quer über andere verschlungene Wege hin gebildet hatte, verlassen und war langsam in dem fremden Gebiet weiter gedrungen, ohne zu berücksichtigen, ob es ihn von seinem Ziele ablenkte.

Plötzlich stand er still.

Es schimmerte vor ihm in einiger Entfernung ein helles Kleid.

Sie war es! Nur der Anzug heute ein anderer, ein hellblauer, sehr schlichter, eine Art Morgenkleid vielleicht.

In der ersten Ueberraschung war er hinter einen dichten Busch getreten, dann erst sah er, sie ging von ihm abgewendet auf einem graden Wege, der, noch theilweise mit hohen Edeltannen eingefaßt, eine Allee gebildet hatte.

Er folgte ihr mit den Blicken.

Den Kopf etwas gesenkt, schritt sie rasch dahin; plötzlich, es lag dort ein umgefallener Baumstamm quer über den Weg, kehrte sie um. Nun konnte er ihr Gesicht sehen, feine Züge, ein blasser Teint — oder war sie nur heute so bleich? Vielleicht von dem erlebten Schrecken? Braunes, im Nacken zu einem Büschel Locken mit einer braunen Schleife zusammengefaßtes Haar! Die Augen zu Boden gerichtet, kam sie in tiefen und, wie es schien, aufgeregten Gedanken daher.

„Ulla! Ulla!" rief plötzlich eine laute, verdrießliche Stimme, die mißtönend diese Stille unterbrach.

Sie horchte stehenbleibend, scheu sich umsehend.

Dann ging sie weiter, sie wollte nicht hören, ein Zug von Unbehagen und Widerstreben lag in dem sehr erregten Gesicht, von dem er sich fragte, ob es wohl hübsch zu nennen sei?

„Ulla!" klang es plötzlich viel näher und sehr ärgerlich und aufgeregt.

„Papa!" gab sie zurück, nun doch stehenbleibend und sich umschauend.

„Wo steckst du denn? Und hörst nicht? Da sieh! Jetzt ist der Teufel ganz los! Prinzeß Mathilde kommt! Noch heute. Der Hofmarschall telegraphirt nur! Sie, die Gerbersdorff und der alte Lynken! Hat gewiß wieder mal Streit mit der Herzogin oder läuft einem Freier aus dem Wege, wie du!"

Jedes Wort hörte Trautmann; jetzt hatte der Alte die ihm entgegeneilende Tochter erreicht und gab ihr das Telegramm.

Was sie dann antwortete, verstand er nicht, aber die laute gereizte Weise des Alten um so besser.

„Nur schnell alles herrichten? Als wenn das so ginge. Seit vierzehn Jahren war kein Mensch hier. Und was wollen sie damit? Was schicken sie die Prinzeß hierher? Was soll ich mit ihr anfangen? Lynken! Wir können uns so schon nicht ausstehen. Sie wollen mir wohl den Herrn Baron auf die Nase setzen, wie eine Art Chef? Dafür bedanke ich mich aber —!"

Die Tochter sagte wieder etwas dazwischen.

„Mit welchem Zuge? Sperr nur die Augen auf —, da sieht's ja, abends 7 Uhr."

Sie nahm ihn an den Arm, als wolle sie ihn zur eiligen Ergreifung von Maßregeln hinwegführen. Er machte sich aber eigensinnig los und schimpfte weiter.

„Und so ein verwünschter Streich von deinem Bruder! Was braucht er sich in meine Angelegenheiten —"

(Forts. folgt.)

[8]

Im Malerhäuschen.

Erzählung von Marc. Boyen. (Frau v. Kamecke.))

Arnold Strußner hatte nichts von der Heimkehr seiner Frau mit dem neuen Hausgast gehört, jetzt stand Gertrud vor dem großen Manne und zerrte an seinem Malerstock und seiner Palette, die er lächelnd festzuhalten strebte. „Du mußt nun kommen, Arnold," mahnte sie, „du mußt deinen andern Rock anziehen und dich schön machen, Liebster, ich möchte so gern mit dir Ehre einlegen."

„Ja, ja," nickte der Maler, „ich merke schon, jetzt geht es los mit der Geschichte." Er stellte seine Geräthschaften zur Seite und betrachtete die Farbe an seinen Fingern. „Na, wie sieht sie denn aus?"

„Blaß, zierlich, sehr elegant, aber sehr hübsch," berichtete Gertrud eifrig.

„Das letzte ist gut," sagte Strußner, „ich mag gern hübsche Gesichter in meiner Nähe leiden; erschien sie dir sonst angenehm?"

„Ich weiß nicht recht," sagte Gertrud zögernd, „aber ich will mir rechte Mühe geben, daß sie uns lieb gewinnt."

„Ja, du wirst dich über Gebühr mit ihr plagen, ich sehe alles voraus," brummte Strußner; „nun geh' nur, ich komme bald, sie zu begrüßen, ich habe auch Hunger. Es ist nur gut, daß das Mädel hübsch ist."

Die Frau wandte sich zum Gehen. „Gertrud!" rief Strußner, sie drehte den Kopf nach ihm zurück, da stand er und streckte die Arme nach ihr aus, sie flog an seine Brust. Der Maler drückte ihren Kopf zärtlich an sich. „Entziehe dich mir nicht um dieses Mädchens willen, Liebste," bat er in weichem Ton, „ich kann nichts von dir entbehren." Er küßte die glücklich Lächelnde und schob sie dann zum Zimmer hinaus.

Eine saubere, aber ziemlich linkische junge Magd pochte an Elisabeth's Thür und meldete, daß das Essen aufgetragen sei. Bedrückten Herzens stieg Elisabeth die schmale Treppe hernieder; sie hatte nur wenig Veränderungen an ihrem Reise-Anzug vorgenommen, und als sie vor der bezeichneten Thür des Eßzimmers stand, überfiel sie der Gedanke, ob nicht vielleicht ihr Anzug für das Diner des Malers zu einfach sein dürfte.

Elisabeth trat ein, fast hätte sie wegen ihrer letzten Bedenken gelacht; da stand Frau Gertrud in ihrem schlichten Kleid von vorhin und darüber, wie zur Schonung, ein weißes Schürzchen gebunden — lächerliche Sorgfalt!

Gertrud kam dem jungen Mädchen freundlich entgegen. „Seien Sie mir hier nochmals herzlichst willkommen," sagte sie in liebenswürdigem Ton, „und lassen Sie uns gute Freundschaft halten."

Elisabeth lächelte etwas förmlich, sie hielt die dargereichte Hand einige Sekunden lässig in ihren Fingern und ließ sie dann fallen. Jetzt trat Strußner ins Zimmer. „Da ist mein guter Mann, liebe Elisabeth," sagte Gertrud.

Das Mädchen blickte zu dem hagern Manne auf, der, in einen einfachen, gutsitzenden Hausrock gekleidet, vor ihr stand; ein Paar graue Augen sahen halb forschend in ihr Gesicht, eine Hand von angenehmer Wärme faßte mit elastischem Druck die ihre und eine klangvolle Männerstimme sprach: „Seien Sie mir gegrüßt."

Eine sanfte Röthe stieg Elisabeth in das blasse Gesicht; war auch der Maler vor ihr so ganz anders, als ihre Phantasie sich den jungen Künstler gedacht hatte, so glaubte sie doch zu fühlen, daß der Mann hier eine große und edle Natur sei, der Druck seiner Hand, Blick und Wort berührte sie sympathisch, und zum ersten mal, seit sie den Fuß aus dem Coupé gesetzt hatte, stieg es in ihr auf wie eine Regung von Freude, sie blickte den Maler an wie erlöst: „O, ich danke Ihnen," sagte sie, „ich wünsche so sehr, bei Ihnen glücklich zu sein!"

Arnold Strußner lachte herzlich. „Ja, da müssen Sie selbst Ihr Bestes dazu thun," sagte er launig, und wandte sich an Gertrud: „Nun, Schatz, wie wollen wir sitzen?"

Welch ein sonderbares Diner! dachte Elisabeth, als sie ziemlich einsilbig in der ihr so neuen Umgebung saß, auf die einzelnen Fragen, zu welchen die Höflichkeit ihre Wirthe zwang, nur wenig ausführliche Antwort gebend und sonst eifrig bemüht, alles zu sehen und zu hören. Die unglaubliche Einfachheit der Speisen erschien ihr ebenso befremdlich, als die außerordentliche Schmackhaftigkeit derselben, und ebenso stand die linkische Art, in welcher die junge Magd die Bedienung bei Tisch besorgte, im Gegensatz zu der Schönheit des Porzellans, in welchem die Speisen aufgetragen wurden.

Arnold Strußner schien seinem Versprechen gegen Gertrud treu bleiben zu wollen, er plauderte unbefangen mit seiner Frau und verschwendete nicht zu viel Mühe daran, den einsilbigen Gast an seinem Tisch zum Reden zu bringen, doch ruhte sein Auge oft wohlgefällig auf den anmuthigen Linien von Elisabeth's Körper und auf dem blonden Haarschmuck des zierlichen Köpfchens.

Als das Essen vorüber war und Strußner noch bedächtig einen runzligen Winterapfel schälte, sagte er plötzlich mit leisem Lachen zu seiner Frau: „Ich habe heute früh wieder einen Brief von Hagenfeld bekommen, er hat mir nun schon fünftausend Mark geboten."

„Und du willst es ihm lassen?" fragte Gertrud halb bestürzt.

„Ich habe Hagenfeld noch nicht geantwortet, aber ich habe gleich an Ramminger geschrieben und angefragt, wohin ich das Bild schicken soll, und daß ich mit seinem Angebot von Dreitausend zufrieden bin."

„Das freut mich, daß du dich so entschlossen hast!" rief Gertrud. „Mein Mann hat ein Bild verkauft," wandte sie sich dann erklärend gegen Elisabeth.

„Aber warum — wenn jener Herr so viel mehr geboten hatte —?" fragte diese zögernd.

Arnold Strußner wandte sich langsam gegen das junge Mädchen. „Weil ich", sagte er ruhig, „nicht gern daran denken möchte, daß unter meinen maifrischen Eichen die dicke Frau Hagenfeld in ihrem Salon sitzen würde und ihr Mann stände neben ihr und sagte zu seinen Gästen mit der überlegenen Handbewegung des eingebildeten Emporkömmlings: „Habe das Bild gekauft von dem Strußner, hab' ihm bezahlt an die fünftausend Mark, das ist viel, aber das Bild ist nicht übel, und hat die Nationalgallerie ein Bild von ihm, erlauben mir meine Mittel, auch eins zu haben," sondern ich möchte, daß das ehrwürdige Antlitz meines kunstsinnigen Gönners und Freundes Ramminger von seinen Papieren sich zuweilen zu meinem Bilde erhöbe, und daß der Mann dann meiner freundlich gedächte, während seine Gedanken und Seele dahinziehen zu Wald und Waldesluft, zu dem von milder Abendsonne beleuchteten Waldesteich und zu den röthlichen, in sanftem Winde dahinsegelnden Abendwölkchen am bläulichen Himmel, denn meine eigene Seele habe ich in das Bild zu legen versucht, und daher soll es wieder Seelen erfreuen können und nicht als Inhalt goldener Rahmen, als Paradestück in den von hohler Pracht schimmernden Salons eines aufgeblasenen Geldprotzen sein Leben verjammern."

Elisabeth sah ihn mit großen Augen an. „Aber", sagte sie eifrig, „wenn Sie Ihre Seele hineinlegten, als Sie es malten, warum konnten Sie sich entschließen, es überhaupt zu verkaufen?"

Strußner lehnte sich lachend in seinen Stuhl zurück. „Höre nur, Trudchen, was sie sagt," sprach er heiter. „O, Fräulein von Olten, aus welcher glücklichen Welt kommen Sie? Bei mir heißt es ebenso gut, ich lebe um zu malen, als ich male um zu leben. Ja, gewiß, die Kunst geht nach Brot, zumal wenn die Kunst sich ein Weib genommen hat. Ich weiß, daß ich meine Bilder verkaufen muß, und ich danke Gott für annehmbare Käufer, aber doch einstweilen ist mir die hohe Göttin wohl noch nicht so völlig nur milchende Kuh geworden, daß ich etwa bei jedem Ast, den ich meinen Bäumen auf dem Bilde ansehe, berechne, wie viel der oder jener Zweig mir einbringt."

„Wer könnte das auch thun?" fragte Elisabeth entrüstet.

„Ich fürchte, mit der Zeit lernen es alle," lachte Strußner, „in dieser Welt hat eben fast jedes Ding seinen in Mark und Pfennig abzuschätzenden Werth; so gut, wie man der Patti nachrechnen kann, wie hoch jedes Wort bezahlt wird, das sie in den Opern singt, welche sie unter Führung ihres Impresarios für so und so viel tausend Mark sich zu singen verpflichtet hat, ebenso gut kann auch ein Klaviergymnastiker die Konzerteinnahmen berechnen für Takt und Vierteltakt seiner Leistung. Sehen Sie so: fis moll-Akkord fünfzig Pfennig, denselben im Diskant wiederholt mit Triller für Daumen und Zeigefinger fünfundsiebenzig Pfennige mehr, und so weiter."

Elisabeth war über diese Art, die Kunst und namentlich die Klaviervirtuosen zu verhöhnen, ärgerlich, sie entgegnete nichts auf Strußner's Scherz; sie standen alle vom Tisch auf, der Maler zündete sich eine Cigarre an und lehnte sich zum Fenster hinaus.

Gertrud begann mit der Dienerin den Tisch abzuräumen; einen Augenblick stand Elisabeth wie zögernd, ob sie sich zur Hilfe anbieten sollte, sie wußte gar nicht, that es ihr wohl oder wehe, daß man sich augenscheinlich so wenig durch ihre Gegenwart genirt sehen wollte. Wenn ich nur erst wüßte, was Mama über die Ursache zu dieser Reise geschrieben haben mag, dachte sie.

Strußner blies noch eine Zeitlang schweigend den Dampf seiner Cigarre in die Luft, dann erhob er sich und verließ das Zimmer.

Endlich war Gertrud mit ihrem Schaffen fertig, sie kam mit einem Korb voll Näharbeit in ihrer Hand und forderte Elisabeth auf, mit ihr in den Garten zu gehen, um in der Laube zu sitzen. Im Garten saß es sich angenehm, die Luft war milde, die bewaldeten Höhen, auf welche man einen unbehinderten Blick hatte, glänzten im Sonnenschein, in dem Rosengewirr am Hause sang ein Fink und von den nahen Feldern, welche sich so zutraulich an das Städtchen herangeschoben hatten, erklang zuweilen das Brüllen einer Kuh oder das Singen des Knaben, der sie hütete.

(Forts. folgt.)

Bunte Zeitung.

Die Vereidigung der englischen Parlamentsmitglieder. Von der hierbei üblichen Ceremonie wird der „K. Z." eine ausführliche Schilderung gemacht. Schlag 12 Uhr mittags erschien der Lordkanzler im Oberhause und ließ sich durch den Träger des schwarzen Stabes den neuerwählten Sprecher des Unterhauses vor seine Schranken fordern, um ihm Ihrer Majestät gnädigste Bestätigung in seiner Würde zu ertheilen. Der Sprecher hatte sich in Hoftracht geworfen, und nachdem er „in aller Demuth" um besagte Bestätigung angehalten und sie erlangt hatte, bat er zum Frommen und im Namen der Gemeinen, man möge deren alte und unzweifelhafte Rechte, zumal Schutz gegen Verhaftung, Freiheit der Rede und ungehinderten Zutritt zu Ihrer Majestät wiederum gutheißen und die Vorgänge im Unterhause stets von der günstigsten Seite auffassen. Auch diesem Antrage winkte der Lordkanzler im Namen der Königin gnädige Zustimmung, worauf denn der jetzt in aller Form bestallte Sprecher unter vielen Bücklingen sich zurückzog, um sich dem Unterhause vorzustellen, aber nicht ohne vorher die Hoftracht mit seiner Amtskleidung: langer Perrücke, schwarzem Talar, Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen vertauscht zu haben. Und dann begann unter seiner Anführung die Vereidigung der Unterhausmitglieder. Man denke sich an einen Theaterschalter versetzt, wo Jeder zuerst bedient sein möchte, oder in ein Garderobenzimmer nach dem Schluß eines Banketts, wo die Hände gierig nach Hut und Ueberzieher ausgestreckt werden, so hat man ungefähr ein Bild von den britischen Gesetzgebern, wie sie Gott zum Zeugen für ihre Reichstreue anrufen. Allerdings ist die Vereidigung von 676 Mitgliedern keine Kleinigkeit. Da sah man denn die verehrten und ehrenwerthen Mitglieder sich auf die fünf Exemplare des Neuen Testaments losstürzen, wobei gar oft dasselbe Exemplar hin- und hergezogen ward, bis es dem Stärkern verblieb. Zwei Tische waren eigens mitten in das Unterhaus gestellt worden, auf denen besagte Exemplare lagen; daneben stand ein andrer Tisch für die, welche bloß „betheuern" wollten, und thatsächlich hatte deren Zahl beträchtlich zugenommen, nicht etwa des wachsenden Atheismus wegen, sondern weil es eben leichter und bequemer war und ohne Testament vor sich ging. Zu letztern gehörte auch der schwarze Mann, der Feueranbeter Dadabhai Naoroji; er hatte es mit einem Zend Avesta versucht, allein dies wollte man nicht gelten lassen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18920812031/fragment/page=0002